

WARUM DIE EVANGELISCHE KIRCHE SICH KINDERGÄRTEN LEISTET

Vortrag zur (Wieder-)Eröffnungsfeier der drei Kindertagesstätten am 13.9.2014

Sehr geehrter Herr Leßenich, verehrte Mitglieder des Presbyteriums, des Kindergarten-ausschusses und der Verwaltung, werte Erzieherinnen und Eltern, liebe Freunde und För-derer unserer Kindergartenarbeit!

„Pfarrer Lubinetzki stellt in seinem Festvortrag dar, warum die Evangelische Kirche sich so stark in der Kindergartenarbeit engagiert“, hieß es in der Einladung zu dieser illustren Ver-anstaltung. Das will mir nun ein wenig vorkommen wie Eulen nach Athen zu tragen, denn Sie alle säßen ja sicher nicht hier, wenn Sie die Arbeit in unseren Kindertageseinrichtun-gen nicht schätzen und anerkennen oder sogar aktiv mitgestalten würden.

Gleichwohl kann es nicht schaden, sich aus diesem Anlass darauf zu besinnen, was es denn ist, was uns als Kirche das Engagement für die ganz Kleinen, für ihre gute Bildung, Erziehung und Betreuung nahelegt, warum wir uns also als Kirchengemeinde unsere Kin-dergärten leisten.

Vielleicht ist zu Beginn ein kurzer Hinweis darauf nicht überflüssig, warum wir es jedenfalls *nicht* tun: Wir tun es nicht, weil sich damit reich und berühmt werden ließe.

Berühmt wird man als Kirche mit dieser Arbeit schon deswegen nicht, weil sich die Kinder in späteren Jahren doch wohl eher an ihre liebenswerten Erzieherinnen erinnern als an den Pfarrer, der ab und zu in der Einrichtung auftaucht, ihnen ein freundliches ‚Hallo‘ zu-ruft und dann in der Regel im Büro der Leiterin verschwindet, um mit ihr die Überbele-gungssituation zu diskutieren. Manchmal sieht man ihn dann auch noch im schwarzen Gewand bei den Mini-Gottesdiensten, aber das führt höchstens im einen oder anderen Fall schon mal dazu, dass er in kindlicher Perspektive mit Gott verwechselt wird, hat aber nach meiner Beobachtung selten zur Folge, dass man sich später mit Begeisterung gera-de an den Vertreter der Kirche erinnert. Für den Baukirchmeister dürfte ähnliches gelten.

Und was das Reichwerden angeht: Entgegen vielen immer wieder geäußerten Vorwürfen, die Kirche engagiere sich vor allem deshalb in Krankenhäusern und Schulen, in Gefäng-nissen und beim Militär, weil sie durch die Refinanzierungsgelder des Staates ihre klam-men Kassen auffüllen kann, ist die Kindergartenarbeit für die Kirchen ein Zuschussge-schäft, und zwar ein erhebliches. Abgesehen von den direkten pädagogischen Personal-kosten, die weitgehend aus den KiBiz-Pauschalen und in unserem Fall dankenswerterwei-

se zu einem kleineren Teil auch aus Zuschüssen der Stadt Wermelskirchen bezahlt werden, und abgesehen von einigen anderen kleineren Zuschüssen, sind die Gebäude und ihre Erhaltung, die Kosten für Begleitung und fachliche Beratung, für Kooperationen und Investitionen und noch manches andere von der Kirche aufzubringen. Der Gesamtbetrag dafür liegt im Bereich der EKIR bei 60 Millionen Euro pro Jahr. Das, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, sind Ihre Kirchensteuern. Als Kirchenmitglieder sind Sie es, die unsere Kindergartenarbeit unterstützen, ob sie nun Kinder in unseren Einrichtungen haben oder nicht. Wir sind als Kirche also gut beraten, darüber Rechenschaft abzulegen, wofür dieses Geld eingesetzt wird, und wir bemühen uns nach Kräften, das auch zu tun. Noch mal also: Warum engagieren wir uns als evangelische Kirche in der Kindergartenarbeit?

Es sind nach meiner Wahrnehmung vor allem drei Ebenen, auf denen die Evangelische Kirche (und für die katholische gilt vieles davon analog) ihr Profil in der Kindergartenarbeit hat und es schärfen kann und sollte.

Das erste ist die sehr grundsätzliche Einsicht, dass Kinder in ihren jüngsten Jahren einen Schutzraum brauchen, in dem sie geborgen und gut gehütet Schritte ins Leben unternehmen können. Diese Einsicht ist zwar nicht ausschließlich eine christliche, aber es ist vielleicht doch kein Zufall, dass im unmittelbaren Einflussbereich der Kirche diese Einsicht zum ersten Mal in ein konkretes Konzept floss. Der Begriff „Kindergarten“ stammt aus dem frühen 19. Jahrhundert und wurde von dem alt-evangelischen Pädagogen und Pfarrerskind Friedrich Fröbel geprägt, Schüler des berühmten Johann Pestalozzi, der seinerseits Pfarrerssenkel war. Mit Theodor Fliedner in Kaiserswerth und Johann Oberlin im Elsass kommen weitere Pfarrer hinzu, die am Beginn dessen stehen, was man die neuzeitliche Kindergartenarbeit nennen könnte. Ihnen allen gemein war die Überzeugung, dass Kinder einen geschützten Raum brauchen, in dem sie nicht nur irgendwie aufbewahrt werden, um Eltern und der restlichen Gesellschaft aus dem Weg zu sein, sondern wo sie eine ihnen angemessene und altersgemäße Erziehung und Bildung bekommen. Der Begriff „Kindergarten“ trägt darüber hinaus Anklänge an biblische Bilder in sich, die vom paradiesischen Garten Eden bis zu manchen Jesus-Gleichnissen reichen und das Element des gesunden, schönen Wachstums stark betonen, und auch das ist sicher kein Zufall. Und auch wenn sich heutige Erzieherinnen aus nachvollziehbaren Gründen nicht mehr so gern als „Kindergärtnerinnen“ titulieren lassen, sollten wir diesen Aspekt des gesunden, schützenden und bergenden Raumes für die uns anvertrauten Kinder nicht unterschätzen, und alles dafür tun, dass unsere Einrichtungen auch und vor allem zunächst genau dies sein können: Schutzräume, in denen unsere Kinder, Ihre Kinder Geborgenheit und gute Pflege erfahren!

Damit soll nicht gesagt sein, dass nur die Kirche alles Gute erfunden hat, aber dass hier in der Nachfolge Jesu, der die Kinder zu sich rief, um sie zu segnen (Mk 10,13-16), das Bewusstsein für die besondere Würde und die besonderen Bedürfnisse der Kinder wach blieb und neu geweckt wurde, sollte doch auch nicht unterschlagen werden. Diesem Erbe wissen wir uns verpflichtet.

Dass das heutzutage – aber vielleicht war das nie wirklich anders – eine gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit und Unterstützung der Familien erfordert, zum Wohle der Kinder, sei ausdrücklich unterstrichen. Mag sein, dass gerade hier die Anforderungen in den letzten Jahren erheblich komplexer geworden sind, da wir nicht mehr von homogenen kulturellen Hintergründen ausgehen können und Kinder mit den unterschiedlichsten Voraussetzungen und aus ganz verschiedenen Umgebungen zu uns kommen. Doch gerade in der Kirche sind wir uns sehr dessen bewusste, dass beides – Erziehung zu Hause und Erziehung in den Einrichtungen – nicht gegeneinander ausgespielt werden darf und dass ideologisch aufgeheizte Debatten der Sache nicht dienlich sind. Ob Kinder so lange wie möglich zuhause bleiben sollen oder so früh wie möglich in den Kindergarten gehören, lässt sich eben nicht ein für allemal festlegen und für alle gleich beschließen, sondern bedarf m.E. einer gehörigen Portion Fingerspitzengefühl, Verständnis und Flexibilität, wenn es uns denn aufrichtig um das Wohl der Kinder geht und nicht in erster Linie um die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes oder der Rentenkassen.

Eine zweite Ebene kommt hinzu. Nicht nur sollen Kinder in unseren Einrichtungen behütet und in altergemäßer Umgebung heranwachsen können, geschützt und gut versorgt, sondern sie sollen in ihrer geistigen, körperlichen, kulturellen und auch geistlichen Entwicklung gefördert werden. Gerne wird hierfür das Begriffspaar „Erziehung und Bildung“ verwendet, wobei ich gestehen muss, dass ich zwischen diesen beiden Begriffen keine scharfe Grenze erkennen kann. Wenn ich Erziehung als ein Päckchen von Verhaltensregeln und Fertigkeiten für den zwischenmenschlichen Umgang verstehe, beinhaltet das immer schon kulturelle Vorgaben, die zu übermitteln eben auch Bildungsarbeit ist. Ob ich am Tisch mit Messer und Gabel esse oder im Hocken mit der Hand aus einem Bananenblatt, ob ich Schuhe trage und wie ich sie zubinde, ob ich die Unterhose unter oder – wie Superman – über der Hose trage, das will gelernt werden, idealerweise so, dass ich auch weiß, warum ich es so und nicht anders tue. Viel mehr gilt das noch für Umgangsformen, Höflichkeitsrituale und ähnliches. Da haben wir als evangelische Einrichtungen zunächst ganz einfach teil an den allgemeinen kulturellen Standards unserer Gesellschaft. Und zugleich positionieren wir uns angesichts deren Ver-

schiebungen und Veränderungen so, dass deutlich wird, worin denn nun gerade unser Profil besteht.

Und das bedeutet: Wir schätzen das kulturelle Erbe unserer Gesellschaft, dass ganz erheblich vom christlichen Glauben und seinen Ausdrucksformen gestaltet und geprägt wurde. Und wir bringen es den Kindern nahe als Angebot und Möglichkeit, das eigene Leben in diesen Koordinaten zu verankern. Das alles freilich ohne Zwang, aber doch aus der Überzeugung, dass das, was uns wichtig ist, auch den Kindern hilfreich und lebensdienlich sein kann. Dazu gehören Andachten und Tischgebete, Lieder und Gottesdienste, die Erfahrung des Kirchenraums und der christlichen Feste, biblische Geschichten und Traditionen. Und zwar nicht, weil uns um den Fortbestand der Kirche bange wäre (der liegt nämlich gar nicht in unserer Hand) und wir um jeden Preis die Schäfchen beisammen halten müssten, sondern weil wir überzeugt sind, dass es nichts schlimmeres für eine Gesellschaft gibt, als wenn sie religiös und damit auch kulturell sprachlos wird und vergisst, was sie erst mit hervorgebracht hat. Das betrifft noch einmal mehr die sogenannten christlichen Werte, bei denen ich zwar immer etwas skeptisch reagiere, wenn sie als die Kernkompetenz der Kirche dargestellt werden, deren Fehlen aber doch einen großen Verlust an Mitmenschlichkeit bedeuten würde: Eine Erziehung zu Friedfertigkeit und Mitleidsfähigkeit, zu Toleranz und Verständnis, zu Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, zu fragender Neugier und echter Wissbegierde. Und nicht zuletzt zum Staunen und Bewundern all dessen, was unser Leben umgibt und trägt, zu Dankbarkeit und zur Einsicht, dass ich nicht alleine und nicht nur für mich selbst auf der Welt bin.

Ist das vormodern und aufklärungsfeindlich; steht das dem Gebot der weltanschaulichen Neutralität entgegen? Ich glaube nicht, und vor allem glaube ich, dass wir einem großen Fehler aufsitzen, wenn wir meinen, unsere Kinder damit auf gar keinen Fall behelligen und beeinflussen zu dürfen, damit sie sich in Fragen des Glaubens frei und ungehindert entscheiden können. Wenn ich die Musik liebe – werde ich sie meinem Kind dann nicht von Anfang an nahe bringen wollen, ihm verschieden Instrumente anbieten, es mit in Konzerte nehmen und zuhause mit ihm singen? Wenn mich Sport glücklich macht – werde ich dann mein Kind nicht von klein auf damit in Berührung bringen, um ihr oder ihm diese Begeisterung weiter zu geben, mit ihm Fußball spielen oder zum Handball gehen, das Schwimmen üben oder Radtouren unternehmen? Mir kommt diese übervorsichtige Haltung in Sachen Religion manchmal sehr weltfremd vor; schließlich gebe ich meinem Kind ja auch nicht die ersten Jahre vorsichtshalber nichts zu essen, damit es sich später ganz unbeeinflusst entscheiden kann, ob es vielleicht Vegetarier werden möchte. Warum aber sollte das gerade in Fragen des Glaubens so sein? Bei einer evangelischen Einrichtung haben die Menschen, meine ich, das

Recht zu wissen, dass drinnen steckt, was außen drauf steht. Das alles, wie gesagt, ohne jeden Zwang, aber durchaus mit fröhlichem Selbstbewusstsein und gesunder Selbstverständlichkeit. Muss ich eigens erwähnen, dass das ein freundliches Interesse an und eine aufgeschlossene Beschäftigung mit anderen Religionen und Glaubensformen selbstverständlich nicht aus-, sondern einschließt?

Und drittens, die Ebene des sehr Grundsätzlichen; wenn Sie so wollen, der Grund, der alles trägt, der gute Boden im Garten, auf dem sich wachsen lässt. Was wir tun und wie wir mit den anvertrauten Kindern umgehen, was wir ihnen nahebringen und mit welchen Bildern, Worten und Taten wir sie auf das weitere Leben vorbereiten – all das ist getragen vom christlichen Menschenbild. Wobei ich auch mit diesem Begriff prinzipiell vorsichtig bin, zumal, wenn er in politischen Debatten instrumentalisiert wird. Und was genau das denn sei, das christliche Menschenbild, scheint mir auch gar nicht so ausgemacht, wie oft suggeriert wird. Genauer gesagt entdecke ich häufig eine bedenklich Verkürzung, wenn dieses Menschenbild ins Feld geführt wird.

Wir sind alle von Gott geschaffen, und darum ist niemand mehr wert als der andere, darum haben wir alle die gleichen Rechte und Bedürfnisse, darum ist der andere Mensch grundsätzlich mein Mitmensch, und darum steht mir die Welt ebenso offen wie jedem anderen, jeder anderen. Das ist richtig, und es ist zweifellos die entscheidende Grundlage: Den Kindern ein Grundvertrauen, ein Urvertrauen mit auf den Weg zu geben, dass wir nicht einem dunklen Schicksal entspringen, sondern einem gütigen Willen zum Leben, zur Gemeinschaft. Dass wir in einer Welt stehen, die uns das Leben ermöglicht, es fördert, nährt und trägt. Erntedank und Weihnachten, Ostern und Geburtstage sind Anlässe, das immer und wieder zu vermitteln und zu erfahren: Dass das Leben wert ist, gelebt zu werden, und dass jedes Kind ein neuer Anfang ist, dass gerade ohne dich etwas fehlen würde in dieser Welt: „Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst“. Und nicht nur wir, sondern auch Gott.

Das ist richtig und schön und kann gar nicht oft genug betont werden. Aber es ist nur die halbe Wahrheit, wenn wir dabei stehen bleiben: Gott hat dich lieb, und darum ist alles gut. Es ist eben nicht immer alles gut in dieser Welt, und es tut den Kindern nicht gut, wenn wir ihnen die andere Hälfte, die andere Wahrheit der biblischen Botschaft vorenthalten: Die Welt ist eben nicht nur schön, freundlich und lebenswert; der Mensch ist eben nicht nur edel, hilfreich und gut, und wenn wir uns alle ein bisschen Mühe geben, dann klappt das schon. Jeder Mensch hat seine dunklen Seiten, jedes Leben ist und wird geprägt von Brüchen, Spann-

gen und Abgründen, besteht auch aus Fehlern, aus Versagen und Scheitern. Und was mache ich damit?

Frühere Generationen hätten hier von Schuld und Sünde gesprochen, die jeder Mensch erfährt, aber das ist natürlich heute kaum noch erträglich, so zu reden. Fragt sich nur, ob nicht genau das der Grund dafür ist, dass wir mit den Gebrochenen, den Gescheiterten, den Hilflosen in unserer Gesellschaft so ratlos und unbeholfen umgehen, dass da eigentlich gar kein Platz mehr für sie ist, weil sie unser Bild von einer schönen und gelungenen Welt stören und massiv infrage stellen. Wer sich der Gebrochenheit des Lebens nicht mehr aussetzt, der kann dann auch mit der tiefen Wahrheit der Vergebung nichts mehr anfangen, dem ist es zuwider, das zu hören: Du bist alles andere als perfekt, aber du darfst trotzdem leben. Du bist voller Brüche und Spannungen, aber du darfst noch einmal neu anfangen. Du brichst zusammen unter all den Forderungen und Wünschen der Umwelt und der Mitmenschen und deinen eigenen, aber du darfst dich in deiner Not und Scham zu einem gütigen Gott flüchten, der dir seine Hand entgegenhält und dich wieder aufrichtet.

Erst so, in einem sehr bewussten Leben aus der Vergebung, wird das christliche Bild vom Menschen vollständig und gut: Nicht, dass schon alles gut sei, sondern dass Gott es wieder gut mache, was Menschen verderben – das ist die biblische Botschaft, und vor ihr sollten wir nicht zurückschrecken, nur weil sie uns hart und unbequem erscheint. Wie viel Befreiung darin liegt, zu seinen Fehlern zu stehen und seine Schwäche zuzugeben – das muss man vielleicht erst mal erfahren haben, um es wirklich zu glauben. Und sage niemand, dass man damit doch noch nicht den kleinen Kindern kommen müsse. Wann, wenn nicht jetzt, in diesem Alter, erfahren sie denn zum ersten Mal, dass ihnen nicht alles gelingt, dass es Streit gibt und dass es manchmal gute Gründe gibt, traurig und verzagt zu sein? Wann, wenn nicht in diesem Alter, sollen sie das denn lernen: Dass das Leben nicht gut ist, wenn alles bestens ist, sondern dass es gut wird, wenn ich meine Fehler und Schwächen anerkenne und zugebe? Wann, wenn nicht jetzt, sollen sie das denn erfahren: Dass nicht der ein Glückskind ist, dem alles gelingt, sondern der, der weiß, dass Glück darin besteht, noch einmal neu anfangen zu dürfen? Darin besteht wahre Menschlichkeit, und von solchen Menschen wünsche ich mehr in dieser Welt und Gesellschaft. Und wann, wenn nicht im Kindergarten, sollten wir damit ernst machen? Und wenn Ihnen dabei jetzt das Stichwort ‚Inklusion‘ in den Sinn kommt, haben Sie völlig recht: Genau deswegen ist uns die Inklusion ein ganz selbstverständliches Anliegen, denn was das heißt, mit Brüchen zu leben, kann uns der ganz normale Alltag mit Menschen mit mehr oder weniger starken Einschränkungen am besten lehren.

Das Ziel evangelischer Kindergartenarbeit ist nicht, möglichst viele künftige Wirtschaftsmagnaten und Nobelpreisträger hervorzubringen. Schön, wenn das gelingt; wer weiß, vielleicht erlebe ich das ja noch: Die erste Nobelpreisträgerin, die aus dem Heisterbusch, der Wielstraße oder Tente stammt. Die Chancen stehen zwar nicht gut, weil leider gegen die Entscheidungsfreudigkeit des Nobelpreiskomitees das Veränderungstempo in der katholischen Kirche geradezu hastig und überstürzt wirkt, aber wer weiß... Doch, wie gesagt, das ist nicht unser Ziel und soll es auch gar nicht sein. Viel mehr ist das unser Ziel und unsere Hoffnung: Dass in unseren Einrichtungen Kinder zu Menschen heranwachsen können, die sich ihrer Fehler nicht schämen müssen, die sich ihrer Brüche und Spannungen bewusst sind, die gelernt haben, „ich“ zuzusagen und Verantwortung zu übernehmen, auch da, wo es unangenehm ist. Dass in unseren Einrichtungen Kinder darauf vorbereitet werden, nicht in eine glänzende Welt voller netter, guter und liebenswerter Menschen entlassen zu werden, sondern in eine Welt, die mindestens ebenso voller Schmerz und Verlust, voller Brüche und Spannungen ist. Und die trotzdem dem Leben trauen und die Welt lieben, weil sie wissen, dass sie von einer größeren Kraft getragen werden, von einer – sagen wir es ruhig – Gnade, die mich leben lässt, trotz allem, was dagegen steht.

Das will in kleinen, mühsamen Schritten gelernt werden, und genau dafür braucht es geschützte Räume, Gärten, eben Kindergärten, in denen das möglich ist und gewollt ist: Nicht perfekt zu sein, aber dennoch geliebt; nicht überall der Erste und Beste zu sein, aber immer wieder eine Chance zu bekommen; nicht mit Forderungen überhäuft zu werden, sondern mit Verständnis; nicht nur „ich“ zu rufen, wenn gefragt wird, wer den tollen Turm gebaut hat, sondern auch dann, wenn die Frage heißt, „wer hat das kaputt gemacht?“. Und dann zu erfahren: Du gehörst trotzdem dazu, wir halten trotzdem zu dir, du bist trotzdem geliebt, ja gerade deswegen. Nicht Biographiebeschleunigung und Leistungsoptimierung ist unser Credo, sondern der Glaube daran, dass Menschlichkeit erfahren und gelernt wird, wo ich mich in meiner Gebrochenheit und Fragwürdigkeit erlebe und darin aufgerichtet werde. Das dürfte dann, auf lange Sicht, tatsächlich die bessere Vorbereitung aufs Leben sein.

Das alles – muss ich es extra betonen? – gilt dann natürlich ebenso für unseren Umgang miteinander, unter Mitarbeiterinnen und Vorgesetzten. Aber da muss ich mir als Vorsitzendem des Kindergartenausschusses natürlich vor allem selbst an die Nase fassen. Aber erinnern Sie mich ruhig ab und zu daran!

Starke Worte, ich weiß. Und eine gewaltige Aufgabe, das ist mir klar. Aber wo, wenn nicht hier, in unseren Einrichtungen, mit unseren Traditionen und Überzeugungen, hätten wir die

Möglichkeiten und Ressourcen, das auch zu leben und zu tun? Und wir tun es ja bereits; ich weiß ja, wie viel gute und aufbauende Arbeit in unseren Einrichtungen geleistet wird, mit welcher Hingabe und Liebe unsere Erzieherinnen und Leiterinnen das Tag für Tag tun. Und so soll am Ende denn auch ein großer Dank stehen: An alle, die unsere Kindergartenarbeit auf vielfältige Weise unterstützen und mittragen, den Eltern ebenso wie den Mitgliedern des Kindergartenausschusses, denen, die mit Finanzen klug umgehen ebenso wie denen, die wissen, wie man eine gerade Wand hochzieht, denen, die in der Verwaltung dafür sorgen, dass alle Stundenverteilungspläne und Gehaltszahlungen und Verträge dann doch immer wieder rechtzeitig fertig sind; vor allem aber Ihnen, liebe Erzieherinnen, die das Tag für Tag leben und unseren Kindern vermitteln, zwischen tropfenden Nasen und aufgeschlagenen Knien, zwischen verkleckelter Tomatensoße und gut gefüllten Windeln. Ihnen vor allem wünsche ich für Ihre Arbeit, viel Kraft, Besonnenheit, ein gutes und ruhiges Händchen und Gottes Segen.

Ich danke Ihnen und wünsche uns heute einen ganz besonders fröhlichen und dankbaren Tag!

Pfr. Dr. Volker Lubinetzki